

Fröhliche Armut. Teil 1

Autor(en): **Waggerl, Karl Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **63 (1959-1960)**

Heft 5

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666367>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ARMUT

1. Kapitel

Als ich um die Mitte einer stürmischen Winter-
nacht geboren worden war und zum ersten Male
Atem schöpfen sollte, gelang es mir nicht gleich,
wegen einer Eigenheit meines Wesens, die mich
nachher noch oft in Verlegenheit brachte, weil es
mein Leben lang die Regel blieb, dass mir das
Selbstverständliche immer missglückte.

Den ersten Tag über mussten deshalb die Anver-
wandten der Reihe nach neben meinem Korb auf
Wache ziehen. Soodt ich versuchte, heimlich wie-
der ins Jenseits zurückzuflüchten, wurde ich her-
ausgeholt und wie eine billige Jahrmarktuhre so
lang geschüttelt, bis das schlechtgefügte Räder-
werk in meinem Innern wieder für eine Weile zu
ticken begann. Erst am anderen Morgen, als mir
das Taufwasser gar zu reichlich in den Mund
rann, entschloss ich mich endgültig, am Leben zu
bleiben, aus Entrüstung vielleicht, denn ich wollte
mich doch nicht hinterrücks ersäufen lassen.

Es begab sich aber auch sonst allerlei Unge-
wöhnliches mit mir in dieser ersten Zeit. Meine
Schwester hat mir später oft mit Grausen vorge-
halten, wie sie mich einmal im Korbwagen allein
in der Sonne stehen liess, damit sie sich ein wenig
mit den Nachbarkindern vergnügen könnte. Und
als sie wiederkam, sei ich verschwunden gewesen,
aber an meiner Statt habe ein schwarzer zottiger
Hund auf den Kissen gelegen. Näher mochte sie
damals nicht zusehen, und deshalb konnte sie auch
nicht sagen, auf welche Weise es nachher der Mut-
ter gelungen war, mir wieder zu meiner mensch-
lichen Gestalt zu verhelfen.

Wir wohnten um diese Zeit im Dachgeschoss ei-
ner Schmiede. Das Haus klebte am Rande einer
felsigen Schlucht ungeheuer hoch über dem Was-

serfall von Gastein, und das ganze düstere Ge-
mäuer zitterte immerfort vom Dröhnen des Ham-
mers und von dem brausenden Schwall in der
nebelfeuchten Tiefe. Manchmal, wenn der Bach
viel Wasser führte, wuchs der Lärm so gewaltig
an, dass man sich in unserer Kammer nur noch
durch Gebärden verständigen konnte. Für meine
Mutter und ihre behende Zunge war das eine
harte Prüfung, ein Aergernis obendrein, weil es
nämlich dem Vater gar nichts ausmachte. Er war
Zimmermann von Beruf und deshalb schwerhörig,
wie es den meisten Leuten dieser Zunft eigen ist,
nach dem unbegreiflichen Ratschluss des Schöp-
fers, der ja nicht selten das Stille auch noch stumm
und das Laute um so lauter sein lässt.

Der Vater schätzte denn auch sein Gebrechen
gar nicht für ein Uebel, sondern für eine köstliche
Gabe Gottes. Was immer ihn anfocht, er konnte
das geräuschvollste Unheil mit einem bedauern-
den Achselzucken so lange hinhalten, bis es von
selber darauf verzichtete, in sein verstocktes Ohr
zu dringen.

Und dergleichen Unheil gab es genug, denn wir
waren so arm, dass sich jede Stubenfliege hätte
scheuen müssen, bei uns ihr Brot zu suchen. Die
Mutter mühte sich unverdrossen ab, dem kümmer-
lichen Hauswesen ein wenig aufzuhelfen, aber was
sie auch unternahm, die Not blieb darauf liegen
wie ein tödlicher Reif. Nachts wusch sie für die
fremden Gäste und tagsüber sass sie mit ihrem
Nähzeug am Fenster. Sie hatte das Schneiderhand-
werk freilich nie ordentlich erlernt, aber wie sie
alles im Leben herzhaft angriff, mit ihrem unbe-
sorgten Mut, so nähte sie eben auch, zunächst was
wir nötig hatten, einen Kittel für mich, das Feier-
tagshemd des Vaters, oder auch einmal eine
Schürze für sich selber. Hemd und Schürze waren
aus einerlei billigem Zeug geschnitten, und den-
noch hatte jedes Stück, das der Mutter aus der
Hand ging, etwas Besonderes an sich. Der Vater
konnte beim Kirchgang eine Hemdbrust sehen
lassen, wie es keine zweite in der Gemeinde gab,
und die Krause am Schürzenlatz der Mutter war
wiederum ein Entzücken für die Nachbarin. Die
wollte nun auch so eine Schürze haben aus Seide,
versteht sich. Aber Seide oder Kattun, am Ende
machte es der Verstand, den Gott auf seine Weise
verteilt, zum Glück für die armen Leute.

Weil es zu mühsam war, mich samt dem köcher-
artigen Behälter, in dem ich anfangs wohlverwahrt
steckte, immer wieder vom Dachboden herunter
ins Freie zu schleppen, behielt mich die Mutter bei

sich in der Stube. Allmählich entwuchs ich den Windeln, schliesslich auch dem Korb, ich kroch heraus und begann die Welt zu erkunden, eine weitläufige und abenteuerliche Welt. Ich war rastlos unterwegs auf der endlosen Weite des Stubenbodens oder im Wald der Stuhlbeine und in den dämmrigen Höhlen unter Bank und Bett. Dort nistete allerhand Getier in ungestörter Heimlichkeit, flinke Mäuse begegneten mir, bissige Ameisen und Spinnen, die mir noch am ehesten verwandt schienen, wegen ihrer Belebtheit und weil sie auch auf acht Beinen krochen wie ich selber. Der Vater hatte mir nämlich einen Schemel geschnitzt, ein niedriges Gestell, auf dem ich bäuchlings lag, so dass ich, unbeschwert von meinem Gewicht, Wunder an Behendigkeit verrichten konnte.

Später aber, nach diesen ersten stürmischen Wanderjahren meines Daseins, wurde ich sesshafter, das Geruhsame in meinem Wesen entwickelte sich. Ich entdeckte, dass ich dem Wunderbaren in der Welt gar nicht nachzujagen brauchte, es kam ganz von selbst zu mir, wenn ich nur still zu Füssen der Mutter auf meinem Schemel sass — ein beständiger Regen von Stoffresten und Bändern und Knöpfen. Die Mutter sang gern beim Nähen, das versuchte ich dann auch.

Mitunter geschah es, dass ich aus meiner Versunkenheit plötzlich etwas ganz Unzweideutiges sagte, und dann hielt die Mutter oben erschrocken inne, im Zweifel, ob denn wirklich mein kindlicher Mund schon solcher Worte fähig sei. Das war aber nur ein unbestechliches Echo, ein Widerhall dessen, was ihr selber gelegentlich im Eifer der Arbeit entfuhr.

Wir sprachen auch gern verständig miteinander. Nebenher lernte ich, die Ziffern vom Messband zu lesen, die Buchstaben auf den Garnspulen. Die Mutter war wohlbeschlagen mit Kenntnissen aus der Geschichte zwischen Pilatus und Napoleon. Etwas musste ich mir ja später anders erzählen lassen, aber ich kann nicht sagen, dass ich viel davon gewonnen hätte.

Zu den Festzeiten versammelte sich mancherlei Kundschaft in unserer engen Stube, denn die Mutter war die einzige Näherin im ganzen Tal, die sich noch darauf verstand, einen Miederleib richtig nach der alten Tracht zu nähen, und alles, was sonst zur Tracht gehörte. Da kamen nun seltsame Leute, ein Holzknecht etwa, der eine lange Weile verlegen auf der Truhe sass und den Hut in den Händen drehte, bis er endlich die passenden Worte

für sein Anliegen fand: es war ein Unterrock aus rotem Zeug zu bestellen, so und so lang, und für diese Dicke, ungefähr, mit der Blochzange liess sich ein Mädchen ja nicht ausmessen.

Die Weibsleute hingegen waren weniger schämig, die streiften ungescheut alle Hüllen von sich. Vielleicht galt ich ihnen in meinem Kittel noch gar nicht als etwas Männliches, es ist ja leider so, dass mein Geschlecht die ersten Lebensjahre als ein Zwitterwesen hinbringen muss, in einem Larvenzustand sozusagen, bis sich die Mannsnatur unverkennbar deutlich entwickelt hat.

Mir will übrigens scheinen, als seien die Frauen dazumal im ganzen stattlicher gewesen als heutzutage, und sie zeigten das auch gern und prunkten mit ihrer Fülle. Darin bestand ja eigentlich die Kunst der Mutter, einen unsinnigen Aufwand von Hüllen und Falten so geschickt zu verteilen, dass für das abschätzende Auge dennoch nichts von der prächtigen Rundung des innersten Kernes verloren ging.

Es kamen aber auch Kunden, die noch weit schwieriger zu befriedigen waren. Einmal am Abend trat der Mesmer in die Stube, mit zwei Rossdecken und einer Schafkeule unter dem Arm. Er gehörte zu unserer weitläufigen Vetternschaft und die Mutter hielt grosse Stücke auf ihn, weil es doch immerhin nützlich war, einen Verwandten unter dem Gesinde Gottes zu haben. Und nun erklärte der Mesmer umständlich, wie er allmählich in die anfälligen Jahre gekommen sei und die Lasten seines Dienstes nicht mehr recht vertrüge, das Knien auf dem Kirchenpflaster und die Zugluft in der Glockenkammer. Deshalb habe ihm der heilige Martin diese beiden Rossdecken und die Schafkeule geschenkt, weil er sein Namenspatron und auch sonst für dergleichen Anliegen zuständig sei. Die Mutter sollte ihm einen warmen Rock aus den Decken nähen, und die Keule wollte er dafür als Machlohn dareingeben.

Nun gibt es nichts Heikleres in der ganzen Schneiderkunst, als Männergewand zu nähen. Ich weiss es aus Erfahrung, denn ich habe mich selbst darin versucht. Als ich im Felde diente, beschloss ich nämlich einmal, mich mit einer neuen Hose auszustatten. Ich dachte, wenn ich von der alten das Beste nähme und dazu meinen Mantel um eine Handbreite kürzer schnitte, bliebe mir genug Zeug dazu. Das wohl, aber der Schnitt geriet mir schlecht, oder was sonst der Grund sein mochte, jedenfalls behielt ich zuletzt nur ein paar Tuchstücke, um die Ellbogen damit zu flicken, und statt

des Mantels musste ich nun eine kurze Jacke tragen, an der zu beiden Seiten das weisse Taschenfutter baumelte — eine wunderliche Tracht für einen kaiserlichen Fähnrich.

Die Mutter freilich kämpfte mit anderen Schwierigkeiten. Der Mesmer war nicht sehr ebenmässig gebaut, sondern schief und bucklig vom vielen Verneigen und Kreuzeschlagen, oder wovon sonst so viele Diener des Herrn krumm geraten, obwohl er sie doch auch alle gerade erschaffen hat. Der Vater wollte zu Hilfe kommen und einen Plan entwerfen, einen Riss mit seinem Zimmermannsblei, aber es wurde doch nur eine Art Dachstuhl daraus, nicht zu gebrauchen.

Nein, die Mutter behalf sich lieber selber. Nach einigen gewittrigen Tagen war der Rock auch wirklich fertig, ein brettsteifes Gebilde, man konnte es gleich einem Panzer in die Ecke stellen. Der Vetter, meinte der Vater, der Mesmer werde darin hängen wie der Schwengel in der Glocke.

Er kam dann auch zum Samstagabend und schloß in sein Gehäuse, schnaufend schüttelte er sich darin zurecht. Als er aber merkte, dass er nach und nach seine Glieder zu gebrauchen vermochte, war er wohl zufrieden und ging davon. Wir sahen ihm alle aus dem Fenster nach, gleich einer riesigen Schildkröte kroch er durch die Gasse hinter.

Wegen dieses Meisterstückes geriet später unsere Familie in langwierige Händel mit der Sippschaft des Schneiders, der nach dem Urteil meiner streitbaren Mutter überhaupt der widerwärtigste unter ihren vielen Feinden war, und das nur, weil sie ihn in der Jugend als Brautwerber ausgeschlagen hatte. Gottlob, dass sie diesem Unheil entkam, es hätte ja auch mich gewissermassen das Leben gekostet!

Später, als ich schon verständiger war und nicht mehr so unsicher auf den Beinen, durfte ich die Mutter zuweilen begleiten, wenn sie irgendwo auf Stör ins Haus gerufen wurde, um für eine Hochzeit zu nähen.

Wir blieben zwar nur über Tag auf dem Hof, aber dennoch nahm die Mutter jedesmal feierlich Abschied von ihrem Hauswesen. Sie bekreuzigte sich und mich, die Schwester und den Vater und alles dazu, was sie seiner Lässigkeit anvertrauen musste. Dann wurde die Nähmaschine auf den Schiebekarren geladen, ein Korb mit Werkzeug kam dazu, und obenauf ein seltsames einbeiniges Wesen, die Kleiderpuppe. Die Mutter hatte sie selber genäht und kunstvoll mit Heu ausgestopft,

eine Göttin der fraulichen Ueppigkeit, aber doch ein bisschen unheimlich anzusehen, weil ihr der Vater statt des Kopfes eine gläserne Gartenkugel auf den Hals gekittet hatte. So trug die Hohlköpfige alles in wunderlicher Verzerrung nach aussen zur Schau, was sich sonst im Innern verbirgt, aber eben das sei für ein Gleichnis zu nehmen, meinte der Vater, so verhielte es sich mit den meisten Weiberköpfen.

Die Mutter schob den Karren, und ich lief nebenher und musste das Ganze im Gleichgewicht halten. Es war manchmal ein mühseliges Fuhrwerk die steilen Wege hinauf. Für mich freilich gab es nichts Schöneres, ach, mir wird noch heute warm ums Herz, wenn ich an diese Zeit denke. In den drangvollen Wochen der Heuernte, im ersten Licht des Tages standen überall die Mäder in den Wiesen, es roch nach Tau und Gras und die Vögel waren auch betrunken von der herben Süsse dieses Duftes, sie stiegen hoch auf und sangen aus dem blassen Himmel herunter. Dann und wann hielt wohl einer von den Burschen inne, er betrachtete unser sonderbares Gefährt und rief etwas herüber. Aber die Mutter blieb keinem die Antwort schuldig, und was sie sagte, war von einer solchen Art, dass der Lästler nichts mehr zu erwidern wusste. Er stellte betroffen seine Sense auf und griff an die Hüfte nach dem Kumpf, um das Blatt zu schärfen, und das war wiederum freudig anzuhören, dieser silbern singende Klang über die Felder hin.

Später am Tage durfte ich die Jausenmilch auf die Wiese bringen, oder kühlen Most im irdenen Krug. Köstlich war es, mit den Knechten im Baumschatten zu liegen und den sparsamen Reden zuzuhören, ihren saftigen Spässen, wenn dann das Weibervolk anrückte, um das Heu auszubreiten und zu wenden. Oh, mähen können, dass sogar der Grossknecht weit zurückblieb, stark sein, braungebrannt! Eine haarige Brust zu haben, das hielt ich damals für das Aeusserste, was ein Mensch im Leben erreichen konnte. Aber leider, nur wenige von solchen Knabenwünschen hat mir das Schicksal erfüllt.

Zum Heumachen gehört auch ein tüchtiger Wettergruss, der brachte am schläfrigen Nachmittag wieder Schwung in die Arbeit. Man spürte es schon lange vorher in allen Knochen. Eine schwelende Hitze glomm über den Feldern, überlaut zirpten die Grillen. Am flimmernden Himmelsrand zogen Wolken herauf, federweisse zuerst, dann regenträchtige mit dunkel hängenden Bäuchen. Plötzlich war auch der Wind wieder da. Den

ganzen Tag schlief er pflichtvergessen in den Büschen, aber jetzt sah er die Gelegenheit, der alte Widersacher weiblicher Ehrbarkeit. Die Mägde kreischten unter seinen frechen Griffen und hatten Not, ihre aufgeblätternen Röcke zu bändigen.

Warme Schatten überflogen uns, irgendwo in der verhängten Ferne zuckte es feurig auf und schon war der Donner zu hören, das dumpfe Räderrollen vom Wagen des wurfgewaltigen Gottes. Keine Zeit mehr zu verlieren, sogar die Mutter in der Nähstube liess die Nadel stecken und kam mit einem Rechen auf die Wiese gelaufen.

Jetzt fuhr der Jungknecht mit dem Gespann heraus, auch die Gäule waren ungeduldig und stiegen erregt im Geschirr. Sogar ein Knirps wie ich zählte nun für einen vollen Mann. Ich durfte auf den Wagen klettern und das Fuder machen, und davon hing viel ab, nicht auszudenken, wenn es schlecht geriete und wir würfen auch noch die Fuhre um. Nebenher zu beiden Seiten keuchten die Knechte und reichten mir ungeheure Ballen Heu auf der Holzgabel zu, haushoch wuchs das Fuder und dabei wollte der Segen immer noch kein Ende nehmen. Im Tal war längst der letzte Sonnenfleck erloschen, Regenkühle wehte heran, schon schlugen einem die ersten Tropfen schmerzhaft ins Gesicht, — unmöglich, dass wir auch den letzten Wagen noch trocken unter Dach brachten!

Aber es gelang eben doch. Das hätte sich damals auch der geringste Knecht nicht nachsagen lassen, dass seinetwegen eine Zeile Heu verdorben sei.

Nachher sassen wir alle in der Stube beisammen. Die Kinder drückten sich in den Schoss der Frauen, es wurde finster, die ganze Welt versank in aschgrauer Düsternis und das Wetter brach herab. Schäumendes Wasser schlug gegen die Fenster, furchtbar, wenn das grelle Licht der Blitze in die Stube sprang, und der Donner schlug schmetternd darein, es war ungewiss, ob das Haus nicht längst schon wie eine Arche auf uferlosen Meeresfluten schwamm.

Aber nach einer bangen Weile kam der Bauer herein. Er streifte das Wasser aus dem schütterten Haar und setzte sich hin und nahm auch eins von den Kindern zwischen die Knie. Grobes Wetter, sagte er wohl, helf uns Gott!

Und mit einemmal war alles nicht mehr so arg. Der Hausvater vermochte zwar auch nicht den Blitz zu bannen oder den Hagel zu beschwören, aber er war doch wieder unter uns, es geht vorüber, sagte er.

Denn es ist schon so: Nur ein erfülltes Leben gibt einem Menschen wirklich Wert und Festigkeit in seinem Wesen, nicht Bildung oder feine Lebensart oder was wir sonst für wichtig halten — nur ein erfülltes Leben. Ein Mensch muss ins Ganze wachsen wie ein Baum, der sich streckt bis zum Aeussersten seiner Gestalt und keinen Zweig in seiner Krone verkümmern lässt, den ihm der Himmel zu tragen erlaubt. Was uns ansteht, will getan sein, nicht nur gedacht. Wohin führt uns am Ende alles Geschwätz über Gott und die Welt, kann es uns trösten, zufriedener machen, weiser? Heute noch, wenn ich einmal abends über die Felder laufe, mit meiner Unruhe im Leibe, und ich treffe den Nachbar unterwegs und lehne mich eine Weile neben ihm auf den Zaun, dann ist, was mir der Mann sagen kann, freilich keine Offenbarung für mich. Er hat auch nur Sorgen, er denkt an sein Korn, oder seine Kuh wird kalbern, darauf lässt sich nichts Geistvolles erwidern. Und doch, es rührt mich an, es ist kein hohler Mund, der da plappert, sondern ein ganzer Mensch redet aus der runden Fülle und Breite seiner Welt. Und mit einem Male bin ich selber nicht mehr so verzagt, ich gehe heim und nehme auch meine Arbeit wieder auf.

2. Kapitel

Mir ist freilich in Erinnerung, als hätten die Leute früher überhaupt viel unbekümmerter nach ihrer Weise gelebt. Heutzutage gilt ja einer schon für närrisch, wenn er nur das Natürlichste tut und mit sich selber redet. Ich denke etwa an meine Grossmutter, die freilich von einer so abseitigen Art war, dass ihr die Leute heimlich nachsagten, sie sei eine Hexe und mit dem Teufel verlobt. Uns Kindern galt sie für bucklig und rabenschwarz von innen und aussen, aber so sah sie gar nicht aus, sondern nur sehr mager und übrigens sehr buntscheckig wie ein Stieglitz oder sonst ein seltener Vogel.

Im Sommer sammelte die Grossmutter Kräuter und Wurzeln, sie war weit berühmt und hatte viel Zulauf wegen der heilkräftigen Salben, die sie daraus kochte. Aber zeitlebens ging sie in keines Menschen Haus und niemand hat je ihre eigene Hütte betreten dürfen. Sie hauste da ganz allein mit etlichen struppigen Hühnern, und obwohl sie eigentlich immer unterwegs war, quoll doch ständig ein schwarzer schwelender Rauch aus ihrem

Schornstein. Einige wollten doch durch das Fensterloch gesehen haben, dass ihr höllischer Gespan am Herd sass und ins Feuer blies. Der eigentümlich beizende Gestank breitete sich manchmal weithin über allen Dächern aus. Sie kocht ein anderes Wetter, sagten die Leute.

Ab und zu und jedesmal unerwartet begegnete uns die Grossmutter, sie huschte plötzlich irgendwo aus einem Gebüsch und wir wagten nicht davonzulaufen, denn sie hätte uns auf der Stelle bannen und in eine Hagsäule verwandeln können. Es half nichts, wir mussten ihrem winkenden Finger folgen und kreidebleich und zitternd nacheinander in ihren tiefen Kittelsack greifen. Gewöhnlich fanden sich nur Nüsse oder Dörrbirnen darin, aber wenn man sich gar zu heftig sträubte, konnte man auch auf etwas ganz anderes stossen, auf etwas entsetzlich Kaltes und Wimmelndes. Dann lachte die Gossmutter lautlos und griff selber hinein, es waren ja nichts weiter, nur wieder Pflaumen und Lebzelten in ihrer dürren Krallenhand.

Ich weiss nicht, wie das zugeht und ob die Unheimliche wirklich zaubern konnte. Einmal geschah es, dass sie einen Fuhrknecht um einen Platz auf seinem Wagen bat. Der Bursche holte mit der Peitsche aus, aber das hätte er nicht wagen sollen, es reute ihn auch schnell, denn ein paar Schritte weiter scheuten ihm die Pferde und er brach sich das Bein im Graben. Wer die Grossmutter kannte, wird sich freilich nicht wundern, dass Rösser vor ihr scheuen konnten, allein rätselhaft war diese Begebenheit doch, und dass sie nachher dem Unhold die Knochen wieder geradeheilte. Niemals nahm sie Geld für einen Dienst, die Leute legten ihr nur, was sie zum Leben brauchte, in die Fensterische. Wenn aber jemand seine Schuldigkeit vergass und zu lange säumte, dann konnte es geschehen, dass ihm ihr falber Hahn aufs Dach geflogen kam und durchdringend zu krähen anfang.

Niemand weiss zu sagen, wann die Grossmutter starb. Sie verschwand einfach und hatte kein Grab unter den gewöhnlichen Menschen. Vielleicht ist sie immer noch irgendwo unterwegs in den Wäldern und eines Tages treffe ich sie wieder. Ich hätte ihr manches abzubitten, denn es begegnete mit seither nie wieder ein Weiberkittel, aus dem so leicht Süssigkeiten zu holen waren wie aus ihrem.

Unsere ganze Verwandtschaft, wie sie damals weit herum im Lande verstreut lebte, — wären die Vettern und Basen unversehens vom Jüngsten Gericht überrascht und vor dem letzten Richter versammelt worden, er hätte nur wenige Gerechte

unter dieser abenteuerlichen Bruderschaft gefunden, und kaum einen Bussfertigen. Kein ganz schwarzes Schaf vielleicht, aber auch kein weisses, sondern lauter gescheckte.

Etliche waren Handwerker wie mein Vater, oder Kleinbauern, Tagelöhner die meisten. Aber jeder übte nebenbei irgendeine seltene Kunst, er verstand Brunnen zu graben oder Wetzsteine zu hauen und davon nährte er sich nach Gelegenheit. Mitunter glückte es wohl einem, sich auf Liebespfaden in einen Hof zu schmuggeln. Indes, nach einer kurzen Weile zerrann ihm doch wieder alles zwischen den Fingern, weil das Glück bei dieser Art Leuten eben nie sesshaft wird. Es wirft ihnen nur ab und zu im Vorübergehen etwas in den Hut.

So lebte auch unser Vetter Veit, der ein Spielmann war. Man erzählte von ihm, es gebe kein Ding auf der Welt, das er nicht zum Klingen brächte, eine Futterrübe so gut wie ein Wagenschein. Er war ein kleiner behender Mensch und überall gern gesehen, obwohl er eigentlich jedermann zum besten hielt.

Mag sein, dass der Narrenbalg des Veters im Laufe der Zeit mit manch einer Feder geschmückt wurde, die ihm gar nicht zukam. Denn die Leute hatten wohl ihr Vergnügen an seinem Witz und seiner Findigkeit, aber die wenigsten merkten, dass es immer ihre eigenen Schwächen waren, womit er sie fing.

So fügte es sich einmal, als ein protziger Bürger gestorben war, dass die vornehme Leiche in der Totenkammer neben einen Armenhäusler zu liegen kam, den man dort eine Weile aufbewahrte, um ihn auch gelegentlich einzuscharren. Ob nun Veit die Barttücher vertauschte, oder wie er es sonst mit seiner maugeschwinden Pfiffigkeit einrichtete, — jedenfalls hoben sechs Bürger den Armensarg auf die Schultern und trugen ihn dem Geleit voran. Unterwegs wurde zwar der Irrtum entdeckt, aber zu spät, denn man konnte doch nicht ohne Aergernis den armen Lazarus auf halbem Wege wieder stehen lassen, um den reichen Prasser zu holen. So musste man auch den anderen mit allem Gepränge, mit Lichtern, Fahnen und Vereinen in seine Ecke geleiten, für nichts als Gottes Lohn. Veit der Kapellmeister spielte ihm noch einmal auf und sagte kein Wort dagegen, als der Pfarrer an der Grube erklärte, die Vorsehung gehe zuweilen wunderbare Wege, damit die Schrift erfüllt und der Niedrige erhöht werde.

Von Zeit zu Zeit besuchte uns der Vetter in der Schmiede, obwohl er da nicht eben freundlich be-

handelt wurde. Er sass dann geduldig und still hinter dem Tisch, während ihm die Mutter von ihrem Nähplatz her mit heftigen Worten seinen unehrbaren Wandel vor Augen führte. Ja, schon wahr, nichts als Saufgelage und Possen und Weiberhändel, traurig, dass ein Mensch seine Gaben so vergeuden mochte! Veit seufzte dazu und schüttelte den Kopf, als graute ihm selber vor dem Unrat, der bei dieser groben Wäsche zum Vorschein kam. Wenn es aber gar zu lang währte, fing er an, sich auf seine Weise zu trösten, etwa, indem er Stricknadeln in eine Tischfuge steckte, kürzer und länger in der Reihe. Und plötzlich hörte die zürnende Mutter eine leise, zirpende Musik hinter sich — ach, es war vergeblich, den Vetter Veit zu bekehren, er gewann ihr doch wieder ein Lächeln ab.

3. Kapitel

Die Mutter lächelte nicht oft in jener Zeit. Ich weiss nicht mehr, aus welchem Grunde eigentlich unsere Familie damals immer tiefer in Not geriet. Der Armut kann ja jedes kleine Missgeschick zum unabwendbaren Verhängnis werden. In meinem vierten oder fünften Jahr etwa mussten wir die Heimat ganz verlassen und auf die Wanderschaft gehen. Die Schwester blieb bei Verwandten zurück und verdiente sich ihr Brot, aber mich konnte niemand gebrauchen. Ich war weiter nichts als eine ständig wachsende Plage, unstillbar gefräßig und gänzlich unnütz.

Natürlich reisten wir zu Fuss auf der Landstrasse mit unserer ganzen beweglichen Habe. Der Vater schritt uns voran, er trug sein Handwerkszeug in einer Strohtasche über der Schulter wie der biblische Zimmermann. Nur der Korbwagen statt des Esels fügte sich schlecht in das fromme Bild, und noch weniger ich mit meiner wieselhaften Neugier. Mir war alles lieb, die endlose Strasse und was darauf gelaufen kam, die Wiesen nebenher und das flatternde Getier und die Wälder, es gab damals noch viel mehr Wald in den Tälern, stundenweit.

Der Vater piffte und schwang den Stock auf kunstvolle Weise, und oft, wenn ich müde wurde, liess er mich auf seinen Schultern reiten. Soviel ich plappern mochte, der Vater war mit seiner listigen Taubheit nicht zu ermüden, und mir machte es auch wenig aus, dass Frage und Antwort nur selten einmal zusammenstimmten.

Solang der Sommer währte, besuchten wir die Verwandtschaft der Reihe nach. Es gab überall Arbeit auf der Tenne und in der Nähstube, immer für eine Woche oder zwei, bis der Gevatter anfang, unsere Milchsuppe mit hintergründigen Redensarten zu würzen. Der Vater hätte das leicht überhört, aber die Mutter ertrug es nie. Kein Unwetter und nicht die schwärzeste Nacht konnten ihren Zorn dämpfen, wir mussten augenblicklich weiterziehen. Lieber wollte sie unter der nächsten Brücke schlafen, sagte sie, wenn Gott nicht abliess, ihren Stolz zu prüfen.

Den andern Tag sass sie dann doch wieder in irgendeiner Leutestube und flickte das Lumpenzeug des Gesindes, ein wenig bedrückt und beschämt, aber zufrieden.

Der Vater schlug indessen im Wagenschuppen seine Werkstatt auf. Ich ging ihm schon verständig an die Hand, und er hielt mich auch wie einen rechten Zimmergesellen und lehrte mich das Werkzeug nach der Kunst zu gebrauchen. Nie verlor er die Geduld. Wenn ich ihm ein Eisen verdarb oder wenn die Zusage klemmte, so schalt er nicht, sondern beriet die Sache umständlich mit mir, als wäre sie ihm selber neu. Auf diese Art kam ich dann auch dahinter, ich verfuhr ebenso schiedlich mit dem Vater und trug ihm seinen Fehler nicht weiter nach.

Ach, das liebe Leben, es war unerschöpflich reich an Abenteuern und Geheimnissen. Irgendwo in einem entlegenen Dorf traf ich den Vater Röck. Jedermann in der Gegend nannte ihn einfach so, den Vater, er war ja älter als alles Menschengedenken und es gab niemand mehr, der ihm hätte nachrechnen können, was an Früchten seiner Jugendjahre um ihn her aufwuchs. Zu meiner Zeit war sein Blut schon lange ausgekühlt. Das Alter krümmte seine riesige Gestalt zusammen und statt des Kopfes schwankte ein wunderliches Gebilde von Falten und Haarbüscheln auf dem mageren Hals.

Nein, der Kopf taugte nicht mehr viel, das sagte er selber gern, aber die Beine hielten noch stand. Den ganzen Tag hinkte er auf dem Hof umher und beklopfte alles mit seinem Stock, das Mauerwerk und das schwarze Gebälk. Oft liefen wir Kinder hinter ihm her und fragten ihn aus: Was tust du da, Vater, suchst du einen Schatz?

Das nicht, nein. Er wollte sich nur überzeugen, ob das Ganze noch verlässlich stand. Der Krieg bricht wieder aus, sagte er, die Kroaten kommen.

Der Röck-Hof lag als ein festes burgähnliches Gebäude weithinschauend auf dem Hang. Im Kellergewölbe gegen das Tal hinaus steckten noch die alten Kugelbüchsen in den Schiesscharten und daran hatte der Vater seine Freude. Er rieb die Läufe blank und ölte die Schlösser, und wo immer in der Gegend eine ahnungslose Kuh auf der Weide graste, er konnte sie jederzeit haarscharf aufs Korn nehmen.

Denn der Vater Röck verstand mehr vom Kriegshandwerk als die jungen Dächse dazumal, er hatte unterm Kaiser gedient und einen Feldzug mitgemacht. Oft übermannte ihn die Erinnerung, und dann sang er uns mit seiner hohen brüchigen Stimme das Lied der Jäger vor, wie sie bei Santa Lucia an der Kirchhofmauer stehen, von drei Seiten von dem Feind umringt, und wie die Feuerschlünde speien, die Kugel saust und die Granate springt. Noch lange hielt ich Granaten für etwas Hasenartiges, das hinter einem herhüpfte, so dass man nur noch Hals über Kopf um das Leben laufen konnte.

Der Vater Röck trug noch die älteste Tracht, an Werktagen zur gewalkten Joppe eine lange Lederhose, die angenähten Stiefelröhren unten offen und die Naht herauf mit einem Silberstreifen verziert, als sei ihm eine Schnecke über den Hintern gekrochen. An Feiertagen kam noch der grüne langschössige Haftelrock dazu und beim Kirchgang ein hoher Hut, wie er früher auch zur Frauentracht gehörte.

Warum aber heutzutage die Weiberhüte nur noch drei Finger hoch sind, das wusste der Vater Röck genau zu erklären. Man muss wissen, dass einmal eine Magd hierzulande lebte, die bildschön und bettelarm war, und obendrein auch noch überaus stolz, wie denn, wo Schönheit und Armut beisammen wachsen, der Teufel nicht ungern die Hofart dazusät. Lange stand der Magd kein Freier an, und als sich endlich der Rechte gefunden hätte, half es auch wieder nicht viel, denn er war selber nur ein armer Knecht.

Aber eher wollte sie ihr Seelenheil einbüßen, sagte die hochmütige Braut, als in einem schlechten Kittel zur Hochzeit gehen.

Diese frevelhafte Rede kam dem Teufel zu Ohren. Er putzte sich also und besprengte sich mit Rosenwasser und dann machte er Besuch bei der Braut, um ihr einen Handel anzutragen.

Er wollte ihr ein Brautgewand stiften, so prächtig, wie noch keine Hochzeiterin eines getragen habe, alles aus reiner Seide, versteht sich, der

Höllische arbeitet ja von jeher nur für vornehme Leute. Und das Ganze sollte trotzdem beinahe gar nichts kosten, nur ein geringes Pfand bäte er sich aus, der Ordnung halber. Ihre Seele müsste die Magd verpfänden, aber das bedeute auch nichts weiter, sie brauchte nur darauf zu achten, dass sie unterwegs auf dem Kirchgang nichts verlöre, kein Nägelchen vom Schuh und kein Fädchen vom Gewand, nicht das geringste.

Nun, gab es schon manche ihr Seelenheil für weniger hin, darum besann sich auch die Magd nicht lange. Dem Teufel freilich wurde die Arbeit sauer. Es sassen ja genug Schneider in der Hölle, aber keine solchen, die eine Brauttracht zu nähen verstanden. Die hatten alle ihre Sünden schon bei Lebzeiten abgebüßt. So blieb dem Leibhaftigen nichts übrig, als selber ans Werk zu gehen. Nächte lang sass er und stach sich die Klauen wund und doch war dem eitlen Mädchen nichts gut genug, immer noch fehlte ein Säumchen oder eine Krause hier und dort. Und als endlich gar kein Wunsch mehr offen blieb, war ihr doch der Hut zu niedrig, nein, er sollte wenigstens um zwei Zoll höher sein als der höchste Hut im ganzen Land.

Gut, auch das noch. Nun war alles zur Hochzeit bereit, aber als die Magd den kostbaren Brautschmuck anlegte, überkam sie doch ein Grausen. War der Weg nicht zu steinig für ihre silberbeschlagenen Schuhe, blies der Wind nicht zu heftig in das Fransentuch?

So wunderschön war sie anzuschauen, als sie nun blass und in sich gekehrt im Brautzug ging, dass es ein jedes Wesen rühren musste, nur die Weiber ausgenommen, die fauchten vor Neid. Aber alle Steine legten sich flach in den Weg, damit die Braut kein Nägelchen vom Schuh verlöre, die Büsche zogen ihr Gezweig und der Wind hielt den Atem an, damit er ihr kein Fädchen Halstuch zupfte. Alles konnte noch gut ablaufen und der Teufel wäre betrogen worden, hätte sich nicht plötzlich wieder der alte Hochmut im Herzen der armen Magd geregt, als sie die feindseligen Nachbarinnen unterm Kirchentor warten sah. Gleich vergass sie alle Vorsicht, stolz und hoch aufgerichtet wollte sie durch die Gasse der Bosheit gehen.

Aber der Hut, seht ihr, der Hut war um zwei Zoll zu hoch! Er streifte oben an den Türbalken und fiel und war nicht mehr aufzuhalten.

Und da half dann auch kein Stossgebet, von der Kirchschwelle weg holte die Magd der Teufel. Mit einem Male sah der Bräutigam nichts mehr neben sich als ein blaues Wölkchen Rauch.

Man sollte meinen, diese grausige Begebenheit hätte künftig allen eitlen Frauenzimmern eine Warnung sein müssen.

Aber nein, sie tragen seither nur die Hüte niedriger und binden sie hinten mit breiten Bändern fest, sonst ist alles beim alten geblieben. So hat mir der Vater Röck die Geschichte erzählt — hüte dich! sagte er eindringlich. Es ist nichts als Hinterlist an den Frauenzimmern, schon dass sie ihre natürliche Gestalt verleugnen und Röcke tragen, muss man ihnen übel anrechnen. Jeder Weiberkitzel ein lockender Köder, schlau zugerichtet, und doch immer das gleiche Schlageisen darunter! Goldene Worte waren das, aber man musste so jung sein wie ich oder so alt wie der Vater Röck, zwischen hinein nützten sie keinem.

Gegen den Winter hin wurde unsere Wanderschaft mühsamer. Oft kämpften wir uns stundenweit durch das Schneegestöber nach der nächsten Herberge und dann fanden wir doch nur eine Scheune und hatten wieder eine bitterkalte Nacht zu überstehen. Die Mutter schwieg und klagte nicht, aber bisweilen gewahrte ich, dass sie weinte. Ich sah die Tropfen auf das Bettzeug im Wagen fallen und da lief ich neben ihr her und fing in meiner Herzensangst zu beten an, Gereimtes und Ungereimtes durcheinander, bis sie mir antwortete und nicht mehr so verzagt war.

Einmal, in einem ganz fremden Dorf nahm mich die Mutter mit sich auf den Friedhof. Eine Weile suchte sie an der Mauer entlang und fand endlich ein verwaschenes Kreuz, einen flachen Hügel, der ganz von Unkraut überwachsen war. Da fing sie nun an, das erfrorene Gras zu jäten und die harte Erde aufzulockern. Ich lief umher und brachte Immergrün und Efeu von den andern Gräbern, wir flochten sogar einen Kranz aus den Ranken, zuletzt sah sich alles recht hübsch und freundlich an. Und da fragte ich in die stille Arbeit hinein, wer denn eigentlich hier liege, unter diesem namenlosen Kreuz?

Dein Bruder, sagte die Mutter.

4. Kapitel

Um die Festzeit kehrten wir heim, ohne Hoffnung freilich, nur damit es wenigstens nicht in der kalten Fremde mit uns zu Ende ginge.

Aber unversehens wendete sich das Glück, über Nacht, als hätte es die ganze Zeit nur auf uns gewartet. So schwer es den Vater ankommen mochte,

er gab sein Handwerk gänzlich auf und nahm die Stelle eines Briefträgers bei der Post. Mir gefiel er recht wohl in seiner stattlichen Tracht, mit der Ledertasche und einer blauen Dienstmütze auf dem Kopf, und auch die Leute gewöhnten sich bald daran, dass das blinde Schicksal nun auch noch einen tauben Boten hatte. Anfangs durfte ich den Vater oft auf seinen Wegen begleiten, als Dolmetsch, als ein zweites Paar Ohren sozusagen, daran fehlte es mir ja nicht.

Auch sonst sorgte ich emsig für unser neues Hauswesen. Die Mutter war schon wieder zu klagen aufgelegt, sie plagte uns gern ein wenig mit Vorwürfen, wir wüssten nicht einmal Küchenholz zu beschaffen, und so schleppte ich denn im Handumdrehen eine Unmenge Holz herbei, einen ganzen Lattenzaun nach und nach, bis mich ein paar Ohrfeigen belehrten, dass zwischen dem, was man braucht, und dem, was einem gehört, ein Unterschied zu machen sei.

Das gerühmte Bad hatte damals noch wenig Ansehen, es hiess ja auch das Wildbad, weil der Ort so düster in der unwirtlichen Einöde lag. Aber von Jahr zu Jahr schossen die Häuser höher empor, der Wald wich zurück und die fremden Gäste fuhren vierspännig auf der breiten Strasse durch das Tal herein. Es kam eine glanzvolle Zeit, Fürsten und Grafen stiegen ab, grossmächtige Leute. Allein, wenn sich der Dienerschwarm verlaufen hatte, dann zeigte sich auch, wie schnell Prunk und Würden verblassen konnten, und dass es wenig ausmache, ob sich die Hinfälligkeit des Menschen auf silberne Krücken stützte oder nur auf einen Haselstecken wie bei den Leuten aus dem Armenhospital.

Für mich waren vor allem die Frauen ein unergründliches Geheimnis. Sie trugen in dieser Zeit Hüte von der Grösse eines Wagenrades, und was ihnen in der Lebensmitte an Fülle fehlte, das drängte sich hinterwegs um so mächtiger unter Spitzenzeug und Seide zusammen. Unirdische Wesen waren sie, so zart, dass sie weder Regen noch Sonnenschein vertrugen und ständig ein Dach über sich halten mussten. Es war nicht zu erkunden, ob sie überhaupt auf Füssen liefen oder nur engelhaft über den Boden hinschwebten, getragen von den kleinen Staubwölkchen, die sie mit ihren langen Schleißen aufwirbelten. Ausserdem rochen sie auch noch wunderbar, ich lief stundenlang hinter ihnen her, um die Wolke von Düften einzusatmen, die sie verschwenderisch von sich gaben.

(Fortsetzung folgt)